

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 16 (2003)
Heft: [10]: Werk + Bund + Wohnen : die zehn Werkbund-Siedlungen des 20. Jahrhunderts

Artikel: Lernen von Karlsruhe? : Interview mit Kees Christiaanse, Martin Hofer, Gerd Grassmann und Christoph Sattler
Autor: Nosedá, Irma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lernen von Karlsruhe?

Interview: Irma Nosedá

Die Werkbundhäuser in Karlsruhe thematisieren den latenten Antagonismus zwischen individuellem Haus und Stadtverband. Irma Nosedá unterhält sich über dieses Thema mit Kees Christiaanse, Martin Hofer, Gerd Gassmann und Christoph Sattler.

?

Die Grundregeln wurden von den Werkbundarchitekten nicht strikte eingehalten. Wie könnte man verhindern, dass die Selbstdarstellungslust der Bauherrschaft und einzelner Architekten Oberhand gewinnt, damit die Individualisierung der Hauseinheit die Kontinuität der Häuserabfolge nicht behindert?

Gerd Gassmann: Man müsste striktere und (härtere) Regeln einführen. Ich denke beispielsweise an Borneo-Sporenburg in Amsterdam mit sechs Metern Breite und verbindlicher Höhe; oder an eine Materialbindung für die Fassade, beispielsweise Klinker oder Betonsteine als Sichtmauerwerk.

Christoph Sattler: Eine grössere architektonische Disziplin, als sie bei den «Dörfle»-Häusern erreicht wurde (etwa wie Mies van der Rohes lapidare Vorgabe für die Weissenhofsiedlung: Farbe weiss und Flachdach), wäre untypisch für den stilistischen Individualismus unter uns heutigen Architekten. Dennoch müssten bei einem neuen Werkbund-Wohnbauquartier die städtebauliche Figur, der einzelne Bautyp und das Material der fünf Fassaden unter den Beteiligten gemeinsam festgelegt werden.

Aus heutiger Sicht wirken aber die sehr individuellen architektonischen Haltungen, die sich im Karlsruher Werkbundquartier manifestierten, mitunter zwar zu bemüht, aber nicht wirklich irritierend, da die anschliessende historische Bebauung ihrerseits relativ vielfältig oder wenig einheitlich erscheint. Die Werkbundhäuser sind zum integrierten Bestandteil des ganzen Sanierungsgevierts «Dörfle» geworden. Sie vermitteln dadurch jedoch keinen ablesbar programmatischen Charakter.

?

Kees Christiaanse, Sie waren beim «Dörfle» Karlsruhe nicht dabei, arbeiten indes als Städtebauer in Holland, wo das individuelle Haus eine mindestens so grosse Rolle spielt wie in der Schweiz. Wie kann man mit städtebaulichen Vorgaben architektonische Qualität sichern?

Kees Christiaanse: Wer heutzutage noch glaubt, man könne die gesellschaftlichen Trends zu Privatisierung und Popularisierung im Städtebau weit gehend entgegen wirken, gibt sich einer Illusion hin. Die Entwürfe sollten von der Qualität der Architektur möglichst unabhängig sein.

Eigentlich sollte man einen Urbanisten beauftragen, einen städtebaulichen Entwurf zu erstellen, der die grundlegenden Prinzipien des Städtebaus in Bauregeln festlegt. Zu den Bauregeln gehören neben den üblichen Dingen wie Parzellierung, Höhe und Bauprogramm auch Regeln bezüglich Gestaltung, Material, Farbe und Freiräume. Ein solcher Masterplan sollte so intelligent sein, dass sogar bei einem beträchtlichen Anteil von schlechter Architektur immer noch qualitätvoller Städtebau entsteht: Der Masterplan als quasi «Autopilot», der eine Mindestqualität garantiert. Städtebau betreiben ist letztendlich die Koordination des kollektiven (Fehlgeschmacks).

Die Überwachung des Entwurfsprozesses sollte beim Urbanisten liegen, der als Supervisor die Entwürfe der Architekten betreut. Daneben sollte der Masterplaner sein taktisches und strategisches Talent maximal einsetzen, um mit Architekten seiner Wahl arbeiten zu können. Denn Qualität ist und bleibt von Personen abhängig.

?

Wenn ein Baugrundstück als Ganzes zur Verfügung steht, ist die parzellenweise Abgabe an verschiedene Architekten und Bauherren in städtebaulicher Hinsicht ein gutes Modell?

Kees Christiaanse: Dies ist nur interessant in bevorzugten Wohnlagen mit hohen Grundstückspreisen, wo durch Parzellierung ausgedehnter (Villen-)Areale kleinere individuelle Gebäude von unterschiedlichen Initiatoren einzeln gebaut werden können. Oder in ganz armen Gebieten, ohne organisierte Baukultur, wo mit wenig Mitteln Selbstbau praktiziert wird. Sonst ist eine gemeinsame Baustruktur mit individuellen Einfüllungen viel plausibler.

Christoph Sattler: Auf die Altstadtsanierung Karlsruhe zurückblickend bin ich der Meinung, es war ein absoluter Glücksfall für den Sanierungsprozess, dass durch die Initiative des Werkbundes und einer Gruppe privater Bauherren – und nicht einer Trägergesellschaft – unterschiedliche Häuser im Zwischenbereich der Abrissflächen und der erhaltenen Bebauung des «Dörfle» entstanden.

?

Mit den Werkbundhäusern sollten Stadtflüchtlinge zur Umkehr bewegt werden. Welche Qualitäten des «Einfamilienhauses im Grünen» möchte man auch in der Stadt vorfinden? Welche sind eher vernachlässigbar? Und welche eigenständigen Qualitäten kann das «Wohnhaus in der Stadt» heute haben?

Gerd Gassmann: Gewünscht ist ein gewisses Mass an Ruhe, ein ausreichend grosser Freiraum (wie Dachterrasse, Hof) als Wohnraum im Freien, das grosse Grundstück, auf dem man um sein Haus herumgehen kann – wenn dies überhaupt eine Qualität darstellt ... Das Auto und dessen ständige Verfügbarkeit verlieren an Bedeutung; unter Umständen kann heute sogar darauf verzichtet werden.

Martin Hofer: Im Vordergrund jedes Einfamilienhauswunsches steht die Individualität. Tun und lassen, was und wann immer man will, ist eines der Hauptbedürfnisse, das überschaubare und abgrenzbare Eigentum ein anderes. Dazu braucht es keinen Grossgrundbesitz. Die eigenen vier Wände und ein eigener privater Aussenraum auf einem klei-

nen Stück Land reichen aus. Ausgeprägte Strassen- und Hofseiten, im Sinne einer Teilnahme am öffentlichen Leben (vorne) und gleichzeitig eine sehr private Rückzugsmöglichkeit (hinten), können das Stadthaus vom Landhaus unterscheiden.

Kees Christiaanse: Es gibt kein (vorne die Friedrichstrasse, hinten die Ostsee)! Das ideale Stadthaus hat vier Stockwerke auf einem eigenen Grundstück; einen echten Garten hinten (keine Terrasse), eine Fassade zur Öffentlichkeit vorne; zweiseitige Grundstückerschliessung; keine tragenden Elemente zwischen den Brandmauern. Alle Geschosse sind dank eines ausgeklügelten Erschliessungskerns flexibel nutzbar – bis hin zu Unterteilung in Apartments oder Garage und Büro im Erdgeschoss. Zudem ist das Dach teils flach und begehbar; die Fassaden und die Grundrisseinteilung sind austauschbar und werden custom-made von den Benützern bestimmt.

? Lernen von Karlsruhe ist unser Thema: Christoph Sattler, welche Vorgaben von damals betrachten Sie heute immer noch als sinnvoll? Und warum?

Christoph Sattler: Für den städtischen Kontext vorzüglich und auch für aktuelle Zwecke als Wohnbauthema sinnvoll anwendbar waren und wären folgende drei Vorgaben: Jedes Haus soll einen grossen Wohnteil und eine Einliegerwohnung enthalten: Stadthäuser und keine Reihenhäuser. Ausserdem soll die Parkierung eines Autos und der Fahrräder in jedem Haus individuell und nicht dezentral in einer gemeinsamen Garage realisiert werden. Drittens überschreitet die Parzellenbreite sieben Meter nicht. So entstanden relativ grosse Häuser, die ein komplexes und somit städtisches Zusammenleben verschiedener Personen – nicht nur der klassischen Familie – zur Folge hatten und halfen, das Entstehen von (Siedlungsstimmung) zu verhindern.

? Lernen von Karlsruhe ... Gerd Gassmann, inwiefern hat sich das zeitraubende Werkbundengagement gelohnt?

Gerd Gassmann: Der Werkbund hat gezeigt, dass es mit entsprechender Bereitschaft der Verwaltung durchaus auch möglich ist, bescheidene Experimente zu realisieren. Ich würde die Erfahrung des Prozesses insgesamt als Nutzen bezeichnen. Für den Werkbund erscheint es mir wichtig, dass er die Plattform für dieses Projekt war (nicht Architektenkammer oder BDA) und dass es neben der häufig nur theoretischen Beschäftigung mit den Themen hier einmal gelungen ist, ein Projekt zu realisieren. Persönlich war es für mich als jüngstes Mitglied der Arbeitsgruppe spannend, bei einem Projekt mitzuarbeiten, an dem sich renommierte Architekten beteiligten. Auch der kollegiale Umgang untereinander war eine sehr gute Erfahrung.

? Martin Hofer, Sie verfügen über eine gute Kenntnis des gegenwärtigen Wohnungsmarktes: Ist heute in der Schweiz ein Bedürfnis oder gar ein Trend nach einem städtischen Ersatz fürs «Einfamilienhaus im Grünen» auszumachen?

Martin Hofer: Nach Jahrzehnten der Stadtflucht konnten in den Neunzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts erstmals wieder gegenläufige Tendenzen festgestellt werden. Die grosse Masse an Neubauwohnungen wird zwar nach wie vor ausserhalb der traditionellen Stadt angeboten und nachgefragt, allerdings in der engeren Agglomeration der Kernstädte. Der Trend in immer peripherere Gebiete zu ziehen, ist jedoch gestoppt zu Gunsten eines neu erwachten In-

teresses an der Stadt. Primäre Nachfragergruppen für das Wohnen in der Stadt sind ältere Personen in der (Nachfamilienphase) (oder (Fünfzig Plus)) bzw. doppelt verdienende Paare und Einzelpersonen ohne Kinder. Daneben gibt es die (traditionellen) Stadtbewohner, die Erstnachfrager (Studenten, junge Erwerbstätige) und die Alten, die aus finanziellen und infrastrukturellen Gründen auf die Stadt angewiesen sind. Alle diese Gruppen bevorzugen allerdings nicht Einfamilienhäuser, sondern Wohnungen. Die Hauptinteressentengruppe für Einfamilienhäuser, Familien mit Kindern, müssen, mangels Angeboten, immer noch aus der Stadt ausziehen. Wären passende Angebote vorhanden, so würde sich noch manche junge Familie den Exodus aus der Stadt überlegen.

? Wenn es ein Bedürfnis ist, warum gibt es auf dem Markt im deutschsprachigen Raum das individuelle, private Haus in der Stadt so selten?

Martin Hofer: In den Schweizer Städten ist der Raum so eng und überdefiniert, dass sich lockere, zwei- bis dreigeschossige Bauplätze kaum mehr finden lassen. Entweder sind solche Parzellen längst überbaut (bevorzugte Wohnlagen) und werden – wenn sie überhaupt wieder auf den Markt kommen – zu astronomischen Preisen gehandelt, oder die Bau- und Zonenordnungen lassen mittlerweile mehr Ausnützung zu, was zur Folge hat, dass ältere Einfamilienhäuser und Villen abgerissen und durch klobige und luxuriöse Mehrfamilien- oder Terrassenhäuser für Stockwerkeigentümer ersetzt werden – eben für die oben genannten Zielgruppen (ältere und jüngere Paare). Das freistehende Einfamilien- oder Reihenhäuser in der Stadt ist heute eine exotische Rarität.

? Welche Art von Wohnen, welche Bebauungsformen und welches Umfeld sind besonders gefragt für diese Art von (Neuem Stadtwohnen)?

Martin Hofer: Reihenhäuser, Doppelhäuser oder raffinierte hybride Wohntypologien – also Mischungen aus Geschosswohnungen und mehrgeschossigen Reihenhäusern – in hoher Dichte, bei gleichzeitiger hoher Individualität, wären Stichworte hierzu. Dies setzt allerdings entsprechende Baugesetze voraus, zum Beispiel eine hohe Dichte, bei tiefer Geschossigkeit grosse Baulängen und so weiter. Die Engländer und Holländer beweisen übrigens schon seit Generationen mit altmodischen, aber auch modernen Reihenhaussiedlungen, dass Stadtwohnen nicht unbedingt Blockwohnen heissen muss.

? Wie könnte ein heutiges Wohnbauthema lauten, das in einer Werkbundarbeitsgruppe sinnvollerweise gemeinsam aufgearbeitet werden könnte?

Kees Christiaanse: Die holländische Baukultur ist momentan gekennzeichnet durch industrialisierte Grossbau-Unternehmen und -Entwickler und eine Nachfrage nach individuell entwickelbaren Behausungen. Die Vergabe von individuellen Parzellen an Bauherren und Architekten ist aber nicht gelungen. Zur Zeit entwickeln wir Konzepte mit Stadtverwaltungen und Bauindustrie, wobei gemeinsame flexible, aber architektonisch und städtebaulich interessante Baustrukturen gebaut werden, die als Kasko im Rohbauzustand, dem custom-made an die Nutzer abgegeben werden können. Hierbei wird eine Versöhnung zwischen Massenproduktion und dadurch auch Kostenreduzierung und individueller Gestaltung angestrebt. •

Die Gesprächsteilnehmer

--> Kees Christiaanse, geb. 1953 in Amsterdam, Architekt/Urbanist, Büro KCAP in Rotterdam und ASTOC in Köln; Professor für Architektur und Städtebau an der TU Berlin 1996–2003, seit September 2003 an der ETH Zürich

--> Gerd Gassmann, geb. 1948, Regierungsbaumeister und freier Architekt in Karlsruhe, seit 1993 Professor für Baukonstruktion und Entwerfen an der Hochschule für Technik (HfT) Stuttgart

--> Martin Hofer, geb. 1955, Architekt, Gründungspartner und Mitglied der GL der Wüest & Partner AG, Beratungsunternehmen für Immobilien in der Schweiz, Zürich

--> Christoph Sattler, geb. 1938, Architekt, Büro Hilmer & Sattler Architekten, München